

Marianne Gronemeyer

Weitergehen, nicht stehen bleiben!

◆ „Das Leben als letzte Gelegenheit“ – dieses Motto eines Buchtitels der Autorin bringt auf den Punkt, woran unsere Kultur erkrankt ist: am Versuch, der Zeit vollständig Herr zu werden. Wir leben in einer Epoche der rastlosen Beschleunigung und der Eile und zahlen dafür den hohen, paradoxen Preis, das zu verlieren, was wir gewinnen wollen: Welt und gute Gegenwart. Die Autorin führt in ihrem Essay vor Augen, was es heißt, dem Zwang der Beherrschung der Zeit zu erliegen, aber sie weist auch einen Weg aus dieser kulturellen Sackgasse, den sie im ersten Schöpfungsbericht wiederentdeckt: Die Dinge als Selbstzweck wahrzunehmen. Wenn wir die Kreaturen als „Du“ entdecken, wandelt sich das dominante Machtverhältnis in ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis. (Redaktion)

Das Thema ‚Zeit‘ hat Konjunktur in den letzten Jahren. Die Publikationen zu diesem Thema füllen ganze Bücherregale, und Vorträge, die sich mit unserer ‚Zeit‘ beschäftigen, gehören zu den gut besuchten. Die Tatsache, dass die Menschen von dieser Frage so umgetrieben werden, signalisiert: Die Zeit ist ihnen zum Problem geworden. In der Regel wird sie als zu knapp erfahren. Die Fülle der Weltmöglichkeiten und die klägliche Lebensspanne eines jeden Individuums, die diesem Überangebot von Welt nicht gewachsen ist, versetzen die Menschen in Angst, in die Angst nämlich, das Beste oder das Wichtigste oder das Meiste zu versäumen. Sie geraten in einen ‚Wettkampf‘ mit der viel zu knapp bemessenen Zeit, und so richten sich denn die Bemühungen darauf, etwas über den ‚richtigen Umgang mit der Zeit‘ zu lernen, damit das Missverhältnis zwischen überbordenden Begehrlichkeiten, aber auch Pflichten auf der einen Seite und dem äußerst geringen Zeitbudget auf der anderen Seite, wenn schon nicht abgeschafft, so doch wenigstens gemildert werde. Vom ‚richtigen Umgang mit der Zeit‘

erhofft man sich Entlastung in bedrängter Lage. Gemeint ist dabei in aller Regel die Bemühung, die Zeit besser auszunutzen, sich durch Techniken der Selbstbeschleunigung in die Lage zu versetzen, dass man sich in der begrenzten Lebensspanne mehr Welt einverleiben kann.

Der selbstbetrügerische Umgang mit der Zeit

Aber wer über den rechten Umgang mit der Zeit etwas Bündiges und sogar Hilfreiches zu sagen verspricht, der darf es nicht zu genau nehmen mit der Verlässlichkeit seiner Auskunft. Die Frage nach unserem Umgang mit der Zeit ist vielleicht die schwierigste aller Menschheitsfragen. Aber wir übernehmen uns damit nicht nur hoffnungslos, sondern haben uns auch auf eine falsche Fährte locken lassen. Die Frage unterstellt nämlich, dass die Zeit etwas sei, womit wir umgehen könnten, ein Ding wie jedes andere, das man handhaben, regulieren, sich gefügig machen und kontrollieren kann. Und tatsächlich hat sich dieses Verständnis von der Zeit durchgesetzt. Unsere

Sprache ist da sehr verräterisch, sie sagt, was wir vorhaben mit der Zeit: wir wollen oder sollen sie sparen, gewinnen, haben, vermehren, uns nehmen, aber dann auch wieder vertreiben und sogar totschiessen.

Aber all dies ist schiere Illusion. Die Zeit steht für solche Übergriffe nicht zur Verfügung. Sie lässt das alles nicht mit sich machen, denn sie steht uns nicht als Objekt möglicher Bemächtigung gegenüber wie ein Baum oder ein Fels oder eine Quelle oder ein anderer Mensch. Sie ist nichts, was wir anfassen oder begreifen könnten, und folglich können wir mit ihr nicht umgehen, weder recht noch schlecht. Was wir tatsächlich tun, ist, dass wir uns in ihr bewegen, und dies können wir auf verschiedene Weise, schnell oder langsam, bedächtig oder vorwärtstürend, übereilt oder gemächlich, stolpernd oder tanzend. Und die Art, wie wir uns in der Zeit bewegen, sagt zugleich etwas darüber aus, wie wir mit den Dingen der Welt, in die wir hineingeboren sind, umgehen.

Die Frage nach dem rechten Umgang mit der Zeit ist also in Wirklichkeit eine Frage nach dem Umgang mit uns selbst und mit der Mitwelt. Und die irri- ge Vorstellung, man könne mit der Zeit so verfahren wie mit einem beliebigen Weltstück, nämlich unseren Absichten gemäß mit ihr rechnen, sie verplanen und bewirtschaften, ist ein gut Teil des Verhängnisses, dem wir uns heute ausgeliefert sehen. Nicht nur, dass wir in der Zeit kein Gegenüber haben, sondern dass wir durch und durch zeitlich *sind*, macht die Kontrolle über die Zeit zur Illusion. Drastischer enthüllt sich unser Zeitverständnis als Selbstbetrug, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass wir uns schon unseres nächsten Augenblickes nicht sicher sein können. Über unser In-der-Zeit-Sein nachzudenken, heißt immer auch unserer

Sterblichkeit eingedenk zu sein. Und die Illusion, wir könnten mit der Zeit nach eigenem Kalkül umspringen, dient in letzter Instanz der Verleugnung der Todverfallenheit. Schauen wir aber einstweilen auf die Bewegung von uns modernen Menschen in der Zeit und versuchen wir herauszufinden, was das über unser Weltverständnis offenbart.

Kierkegaards Einspruch gegen den Zeitgeist

„Weitergehen, nicht stehenbleiben“, soll einem Gerücht zufolge in mehreren Sprachen unter dem Bildnis der Mona Lisa im Pariser Louvre gestanden haben, vor dem sich infolge ihres so berühmten wie rätselhaften Lächelns die Touristenscharen drängen. Das ist offensichtlich eine für einen Bildbetrachter absurde Aufforderung. Aber als Signatur für unsere Epoche, die der Betrachtung nicht sehr gewogen ist und dem Machen bei weitem den Vorzug gibt, taugt sie gut.

„Man muß weitergehen; man muß weitergehen“, so charakterisiert schon Sören Kierkegaard den Geist seiner Zeit. Er legt seinen Zeitgenossen, um sie zu karikieren, diesen Satz wie eine Selbstbeschwörung oder Selbstanfeuerung in den Mund. Und man ahnt schon, wie sie vor lauter Drang nach vorn gar nicht in Betracht ziehen können, *worüber* sie denn hinaus kommen wollen; unablässig bemüht, etwas hinter sich zu bringen, noch bevor sie es recht vor sich gebracht haben. Das ganze Denken und Trachten ein einziges Überwinden, immer auf die größeren, weiterreichenden Aufgaben aus, als ob nicht die anstehenden groß genug wären für ein ganzes Leben.

„Dieser Drang weiterzugehen, ist alt in der Welt“, schreibt Kierkegaard 1843. Er

¹ Sören Kierkegaard, Furcht und Zittern. Werke III, hg. von Ernesto Grassi, Hamburg 1961, 115.

mag alt sein, aber nie war er so treibend, so peitschend wie heute. Wer jedoch immer nur weitergehen will, kann nicht aufhören und folglich auch nicht anfangen, denn Anfänge setzen Abbrüche voraus. Und in der Tat scheint mir unsere Epoche, während doch alle Welt unsere Trägheit in Sachen Innovation beklagt, am meisten daran zu kranken, dass sie nicht aufhören kann. Der Geist des Zauberlehrlings, den Goethe ahnungsvoll beschwor, geht um. Wir können die Geister, die wir riefen, nicht wieder loswerden. Der Vorwärtsdrängende kann nicht innehalten und nicht abbrechen. Er betreibt lediglich die *Fortsetzung* desselben, auf einer jeweils höheren Stufe des Raffinements, und wenn es sich als das Falsche erweist, dann wird er eben das Falsche raffinieren, in der trügerischen Annahme, es werde im Zuge solcher Verfeinerung sich schon zum Richtigen mausern: „Wir irren uns empor“².

Ihre Vorwärtsbewegung kann die moderne Gesellschaft nur noch als ‚Weg von ...‘ sich vorstellen, nein, noch drastischer: als ‚Weg damit!‘ Indem sie sich von der Erdschwere des Gestrigen zu ihrem eigenen Höhenflug abstößt, stößt sie es ab und verwirft es, wie einen unbrauchbar gewordenen Rest. So entsteht Müll, Zivilisationsmüll; Erfahrung, Tradition, soziale Verbindlichkeiten, überholte Technik, alles, was nicht mitfliegen kann: ‚Weg damit!‘

Diese ‚Fortbewegung‘ hat möglicherweise eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit mit Anfängen, aber sie ist in Wahrheit nur deren geistloses Imitat. Um einen wirklichen Anfang zu machen, muss man von vorn anfangen. Tatsächlich kann der ‚begeisterte‘ Anfänger nicht einfach die Errungenschaften der Vorangegangenen erben, er kann die Abgründe, in die jene

geblickt haben, nicht als abgetan betrachten oder einfach überspringen wollen, und die Aufgaben, die sie in Angriff nahmen, nicht ein für allemal erledigt wännen. „Was auch das eine Geschlecht vom anderen lernt, das *eigentlich Humane* (Hervorhebung M.G.) lernt kein Geschlecht von einem vorangegangenen. In dieser Hinsicht beginnt jedes Geschlecht primitiv (von neuem), es hat keine andere Aufgabe als jedes vorangegangene Geschlecht, und es kommt auch nicht weiter. ... Zu lieben, das hat kein Geschlecht vom anderen gelernt, kein Geschlecht vermag an einem anderen Punkt als am Anfang zu beginnen, kein späteres Geschlecht hat eine kürzere Aufgabe als das vorangegangene, *und wenn man hier nicht stehenbleiben will, ... indem man liebt, sondern weitergehen will, so ist das nur ein zweckloses und dummes Geschwätz.*“³

Welch ein vernichtendes Urteil über unsere vorwärtsstürmenden Bemühungen! Alles, was weitergehen will, was beständig über sich selbst hinaus kommen soll, gehört zu den Belanglosigkeiten des Daseins. Oder andersherum: dem Voraneilenden wird unter der Hand alles belanglos, wie wichtigtuerisch und geschäftig er sich auch gebärden mag. Die Herausforderung, die in den Dingen steckt, ist ihm einzig die, dass man mit ihnen fertig wird, und wenn man mit ihnen fertig geworden ist, dann hat man sie erledigt, aus, vorbei.

Die *eigentlichen* Aufgaben der Menschen, so Kierkegaard, erfordern, dass man dabeibleibt. Jeder muss sie, auf sich gestellt, in täglichem Ringen und mit Ernst auf sich nehmen. Nichts wird ihm durch Vorleistungen anderer erspart, nichts kann beschleunigt oder übersprungen werden. Die Bewegung geht nicht nach vorn oder nach oben, sondern tiefer und tiefer hi-

² Rüdiger Safranski, *Ein Meister aus Deutschland*, München 1994, 52.

³ Sören Kierkegaard, *Furcht und Zittern* (s. Anm. 1), 113.

nein. Die Aufgabe erschöpft sich nicht. In dem Maße, in dem ich mich in sie vertiefe, vertieft sie sich.

Sollte man es wagen, das ‚eigentlich Humane‘, das sich dem ungeduldigen Drang weiterzukommen verwehrt, beim Namen zu nennen? Bei Kierkegaard finde ich drei Namen, für diese Aufgaben, bei denen man stehenbleiben soll: den Zweifel, die Liebe und den Glauben. Lassen wir den Zweifel die andere Seite der Hoffnung sein – denn eine Hoffnung, der kein Zweifel vorausgeht und die von keinem Zweifel begleitet wird, hört augenblicklich auf, Hoffnung zu sein; sie schlägt um in Erwartung, in das also, womit zu rechnen ist –, so finden wir, in den Aufgaben, bei denen man stehenbleiben muss, die christlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung wieder. Aber auch die antiken Kardinaltugenden: die Gerechtigkeit, die Klugheit (im Sinne der Selbsterkenntnis), die Stärke und die Mäßigung sind solche Aufgaben, die nicht erledigt werden können. Sokrates blieb ein Leben lang mit der einen Aufgabe der Ergründung des apollinischen Orakels beschäftigt, das ihn für den Weisesten unter den Lebenden erklärte, während er doch wusste, dass er nichts wusste, ohne je darüber hinaus gehen zu können; und er starb, weil er sich weigerte, diese Aufgabe aufzugeben.

Das ‚eigentlich Humane‘ ist nicht zu beschleunigen und nicht zu steigern. Es ist wohl so, dass es den Sterblichen nicht gelingen kann, es darin zur Vollkommenheit zu bringen; deshalb die nicht endende Mühe, darum zu ringen. Aber es gibt recht eigentlich keinen Komparativ und keinen Superlativ davon. Man kann nicht liebevoller sein als voll von Liebe, nicht klüger als klug, nicht gerechter als gerecht, nicht hoffender als hoffend und nicht gläubiger als glaubend. Das rechte Maß kann, wenn es recht ist, nicht rechter werden. Jemand

kann das alles noch nicht sein, aber er kann nicht darüber hinaus gelangen. Man kann darin auch nicht besser als ein anderer werden und aus seiner Überlegenheit Nektar saugen. Jeder hat in dieser Hinsicht nur seine eigene Aufgabe vor sich, die ihrem Wesen nach unvergleichlich ist. Wer sich dem Weitergehen verpflichtet weiß, der kann sich von diesen Aufgaben nur davonstellen, sie links liegen lassen, um sich einträglicheren Bemühungen zuzuwenden.

Die Eile und das Ende des Daseinszwecks

Schon Goethes Doktor Faustus steht mit diesen Aufgaben, bei denen es kein Vorkommen gibt, so sehr auf dem Kriegsfuß, dass er – ein dramatischer Höhepunkt im Drama aller Dramen – einen Fluch über sie ausspricht: „Fluch der Hoffnung, Fluch dem Glauben und Fluch vor allem der Geduld“. Der Macher Faust will nicht auf Widerfahrnisse hoffen, sich nicht auf Vertrauen gründen und sich nicht in Langmut, das heißt Hingabe, üben. Er will alles unter seine Kontrolle bringen und sein Geschick nur sich selbst verdanken, und dabei ist Eile geboten. Mephisto ist der Protagonist der Beschleunigung, er vermag alles im Handumdrehen. Die Windeseile ist sein Metier. Auch im türkischen Sprichwort hat bekanntlich die Eile der Teufel erfunden. Ihr Preis ist hoch. Eile ist etwas anderes als Schnelligkeit. Schnelligkeit kann der Lust an der Bewegung entspringen. Was wäre eine Beethoven-Symphonie ohne ihre schnellen Sätze. Eile aber hat ein Ziel vor Augen, das in geringstmöglicher Zeit erreicht werden soll. Und so ist dann Eile immer zugleich Übereilung; Überstürzung. Sie ist der Nährboden für Irrtum und Gewalt, für Torheit und Schlechtigkeit. ‚Veloziferisch‘ nennt deshalb Goethe diese Haltung, eine

Zusammenziehung aus ‚velox‘= ‚schnell‘ und Luzifer, dem gefallenen Engel.⁴

Wer es eilig hat, begnügt sich mit dem Vorurteil, glaubt sich aber im Besitz eines Urteils.⁵ Nun ist es außerordentlich schwierig, Entscheidungen auf der Basis von Unsicherheit zu fällen, aber verhängnisvoll und zerstörerisch sind Entscheidungen, die in der Illusion von Entscheidungssicherheit gefällt werden.⁶ Der Übereilte befindet sich beständig in dieser Illusion, die ihn zugleich töricht und gewalttätig macht.

Das eigentlich Luziferische, das in dem eisernen Willen voran- und weiterzukommen liegt, ist aber, dass dabei ein Automatismus der ‚Ver-Mittlung‘ ausgelöst wird. Wenn ‚Vorwärtskommen‘ die Devise ist, dann werden unversehens alle Ziele, alles Erstrebte, alle Dinge, alle Kreatur und alles Tun zum Mittel herabgewürdigt. Sie sind ja jeweils nur die Vorstufe, die Voraussetzung, die notwendige Bedingung des Grandiosen, das dann erst folgen soll. Alles hört auf, seinen Daseinszweck, sein Ende in sich selbst zu haben. Alle Welt wird zur Dienstbarkeit für Zukünftiges erniedrigt. Nichts ist um seiner selbst willen zu achten.

Der ursprüngliche Sinn des Geschaffenen

Ich habe den Schöpfungsbericht wieder gelesen, und auf einmal hat das „Gott sah, dass es gut war“, das fast jeden der Schöpfungstage besiegelt, einen ganz neuen Sinn für mich bekommen. Ich muss gestehen, dass es mich immer ein wenig befremdet hat, mir einen Schöpfer vorzustellen, der sich nach getanem Tagewerk selbst auf die Schulter klopfte und sich Anerkennung

zollt. Es könnte ja aber auch sein, dass in der jeweiligen ‚Begutachtung‘ das Geschaffene beglaubigt wird als etwas, das in sich selbst seine höchste Bestimmung hat. Ihm wird nicht gesagt, dass es zu etwas gut ist, sondern ihm wird zugesichert, dass es an sich und für sich gut ist. In der Tat ist im Schöpfungsbericht zunächst nicht davon die Rede, dass etwas geschaffen wurde um eines anderen willen. Alles ist um seiner selbst willen da, „jedes nach seiner Art“.

Erst *nach* dieser Beglaubigung wird von der Nützlichkeit des Einen für das Andere als der *zweiten*, der *sekundären* Bestimmung der Geschöpfe gesprochen. Erst in zweiter Hinsicht erweisen sich die Kreaturen als angewiesen aufeinander, sogar in dem extremen Sinn, dass sie einander zur Nahrung reichen müssen. Also: ihr *Überleben* verdanken sie einander, aber ihren *Sinn* haben sie als Kreaturen in sich selbst. Das erste Wort also, das über alle Kreatur gesprochen wird, ist, dass sie ihr Ziel und ihren Daseinsgrund in sich selber hat und erst das zweite Wort verweist sie an ihre Nützlichkeit füreinander.

Wie lässt sich dieser widersprüchlichen Daseinsbestimmung in der Praxis Rechnung tragen? Durch das *Prinzip der Gegenseitigkeit*. Durch Gegenseitigkeit wird das scheinbar Unvereinbare vereinbar. Wie soll ich in der gebotenen Kürze beschreiben, was es mit der Gegenseitigkeit auf sich hat, wo wir uns doch dieses Verhältnis bestenfalls als einen gerechten Tausch, als „Wie du mir, so ich dir“ vorstellen können? Vielleicht so: In der Gegenseitigkeit wird mir mein Gegenüber als ein ‚Du‘ erscheinen. Das macht den ganzen Unterschied, ob ich die Mitwesen als ein ‚Du‘ oder als ‚Der-da, Die-da, Das-da‘ ansehe. In einem Fall ist

⁴ Vgl. Manfred Osten, Goethes Entdeckung der Langsamkeit, Frankfurt/Leipzig 2003.

⁵ Hans Blumenberg, Lebenszeit und Weltzeit, Frankfurt 1986, 194f.

⁶ Kenneth Boulding, zit. bei Amory B. Lovins, Sanfte Energie, Reinbeck 1978, 47.

Ebenbürtigkeit unterstellt, im andern Fall wird mir das Gegenüber zu einem Objekt der Behandlung, der Bearbeitung, der Beherrschung. Im einen Fall ist das Verhältnis eines von wechselseitigem Geben und Empfangen, im anderen ist es eines von Ursache und Wirkung. Das Subjekt will Verursacher von Wirkung an einem seiner Du-Haftigkeit beraubten Objekt sein, ohne dabei die Qual der Selbstverwandlung zu tragen. Das eine ist ein Vertrauensverhältnis, ein Akt gegenseitiger Zähmung, das andere ist ein Machtverhältnis.

Dieses Verhältnis der Gegenseitigkeit widersetzt sich der Beschleunigung. Nur die Gewaltsamkeit ist akzelerationsfähig.

In einem Roman über die Baugeschichte der Abtei Le Thoronet in der östlichen Provence findet sich die fiktive Rede des Baumeisters, die er am Vorabend des Beginns der Aufmauerung der Abtei an seine Mitmönche, seine Bauleute, richtet.⁷ In ihr finde ich die Essenz eines Verhältnisses auf Gegenseitigkeit beschrieben:

„Ich habe die Grenzen des Möglichen und Schönen für die künftige Architektur abgesteckt, ohne meine tiefsten Bestrebungen und mein Gefühl außer Acht zu lassen! Nachdem wir alles, was die Materialien betrifft, genau durchdacht hatten,

wußten wir, wie die Spielregeln in Zukunft aussehen werden. Ich habe nie gesagt, ich will, ohne die Dinge geprüft zu haben. Ich habe alles erwogen, die Schwierigkeiten abgeschätzt und dann gesagt: „So könnten wir es versuchen.“ Dann fragt ihn ein Mitbruder, der ihn beharrlich auf die Unmöglichkeit, diesen besonderen spröden, berstenden Stein, fugenlos zu mauern, hinweist: „Du liebst also diesen Stein?“ „Ja, und ich glaube, er erwidert diese Liebe. Seit dem ersten Tag habe ich Ehrfurcht vor diesem Stein. Ich hätte nichts darüber sagen können, bevor ich dieses Gefühl hatte. Jetzt ist der Stein zu einem Teil meiner selbst geworden ... Im Traum liebe ich ihn, die Sonne breitet sich auf ihm aus, weckt ihn morgens zu neuen Farben, der Regen läßt ihn in dunkleren Tönen schimmern, ... und ich liebe ihn um seiner Fehler und Schwierigkeiten (willen) um so mehr, um seiner wilden Abwehr gegenüber unserem Zugriff, um all der Tücken (willen), mit denen er uns begegnet. Für mich ist er fast wie ein Wolf, edel, mutig, mit abgemagerten Flanken, von Narben, Bissen, Wunden und Schlägen gezeichnet. So ist unser Stein in den Mauerreihen und in den Gewölben gezähmt: wie ein Wolf. Wenn ich unsere Abtei in Harmonie und Maß zwingen, wird sie doch etwas von seiner unbändigen Wolfs-Seele behalten. Sie wird zwar bekehrt sein zu Ordnung und Regel, dennoch wird die Schönheit eines wilden Tiers mit gesträubtem Fell immer ihr Merkmal bleiben. Deshalb, verstehst du, will ich sie nicht so bauen, daß sie mit Kalk verkleistert wird, Freiheit will ich ihr lassen, sonst kann sie nicht leben. Willst du denn diesem Stein gegenüber wirklich unberührt bleiben, wo ich nur hier bin, um dieses Gestein lieben zu lernen?“

Weiterführende Literatur:

Marianne Gronemeyer, *Das Leben als letzte Gelegenheit*, Darmstadt 1993;
 Lernen mit beschränkter Haftung, Berlin 1996 und Darmstadt 1997;
 Immer wieder neu oder ewig das Gleiche? *Innovationsfieber und Wiederholungswahn*, Darmstadt 2000;
 Die Macht der Bedürfnisse. *Überfluss und Knappheit*, Darmstadt 2002.

⁷ *Fernand Pouillon, Singende Steine, Ostfildern 1996, 103f.*

Der teuflische Verlust von Welt und Gegenwärtigkeit

Nach allem Gesagten haben wir vielleicht schon Grund genug, die Eile als des Teufels zu beschreiben. Und wenn es wahr ist, dass sie eine Erfindung des Teufels ist, wie ein türkisches Sprichwort sagt, dann leben wir in einer wahrhaftig satanischen Epoche. Von nichts sind wir so durchdrungen wie von der Vorstellung, dass die Zeit knapp sei, dass wir unsere Lebensvollzüge auf Trab bringen müssen, um der Knappheit der Zeit Rechnung zu tragen. Um dem Ziel der Zeitgewinnung näher zu kommen, wurden Irrtum und Gewalt in Kauf genommen, allen moralischen Appellen zum Trotz. Was wir aber nur dunkel ahnen, ist, dass wir in unserer Zeitgier die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. Wir kommen unserem Ziel trotz atemlosen Bemühens nicht einen Deut näher. Denn jeder Zuwachs an Beschleunigung wird mit Weltverlust bezahlt.

Es scheint heutzutage eine besondere Untüchtigkeit zur Anwesenheit zu geben, zur Präsenz, zur Gegenwart. Ich meine ‚Gegenwart‘ in des Wortes doppelter Bedeutung, in der räumlichen und in der zeitlichen. Das moderne Individuum krankt an der Unfähigkeit, gegenwärtig zu sein. Wir argwöhnen, dass das eigentliche Leben notorisch gerade dort sprudelt, wo wir nicht sind. Es ist ein Grundzug unseres Lebens, daß wir den Verdacht nicht loswerden, immer auf der falschen Party zu sein, die kostbare Zeit immer mit Uneigentlichem zu verplempern, während irgendwelche beneidenswerten Anderen, die den richtigen Riecher hatten, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein, das Leben

in vollen Zügen ausschürfen, den Rahm abschöpfen, ihr Leben als erfolgreiche Schnäppchenjagd absolvieren.

Darum also der Drang, alles, was man gerade tut, so schnell wie möglich zu erledigen, um dann zum Eigentlichen kommen zu können, das sich seinerseits natürlich wieder als uneigentlich entpuppt, so dass man wieder den schnellen Absprung schaffen muss.

Das Leben wird in gute und schlechte Zeit zweigeteilt. Alles kommt darauf an, die gute Zeit zu mehren und die schlechte zu verkürzen. Aber das Ergebnis ist, dass man dabei einem Vergleichszwang erliegt. Nichts ist so gut, dass nicht noch etwas Besseres denkbar wäre. Wir sind ständig von der Frage umgetrieben, ob ein gutes Leben auch das beste sei. In dieser Frage ist der Zwang zur Eile schon angelegt. Ebenso sicher ist aber auch, dass, wer die Frage stellt, nicht nur das beste, sondern auch das gute Leben verfehlt. Die Eile hat der Teufel erfunden.

Die Autorin: *Marianne Gronemeyer, Dr. rer. soc., geb. 1941 in Hamburg. Acht Jahre Lehrerin an der Haupt- und Realschule. Zweitstudium der Sozialwissenschaften an den Universitäten Hamburg, Mainz und Bochum. Dissertation: Motivation und politisches Handeln, Hamburg 1976. Von 1971 bis 1977 Friedensforschung an der Universität Bochum im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung. Seit 1987 Professorin für Erziehungs- und Sozialwissenschaften an der Fachhochschule Wiesbaden. Zahlreiche Publikationen; Habilitationsschrift: Die Macht der Bedürfnisse, Reinbek 1988.*